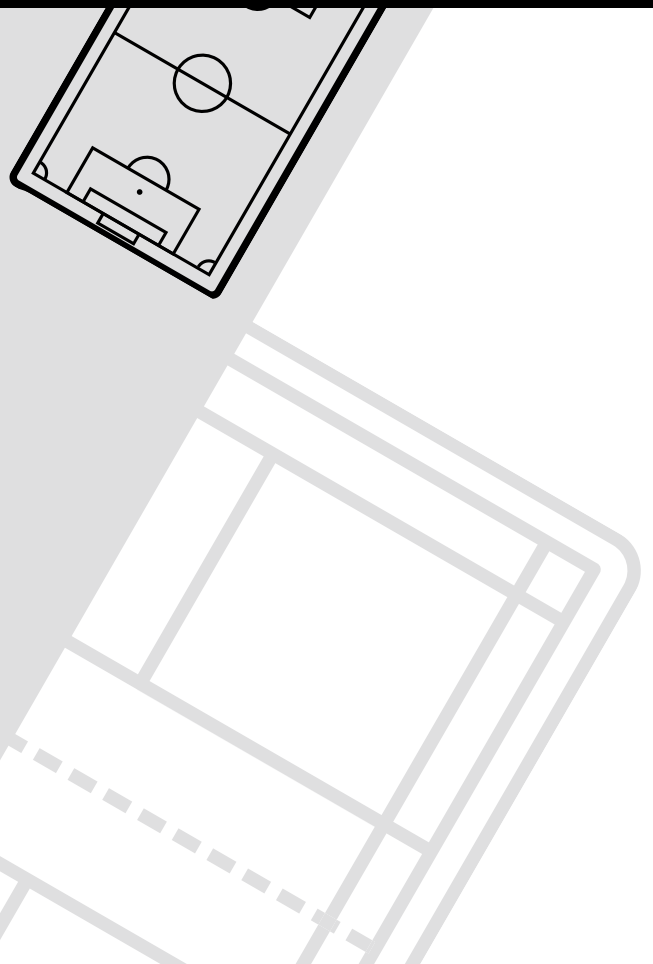


Die Jagd auf weiße Elefanten

Von der Verantwortung, nachhaltige Sportgroßveranstaltungen zu planen

Von Stefan Klos



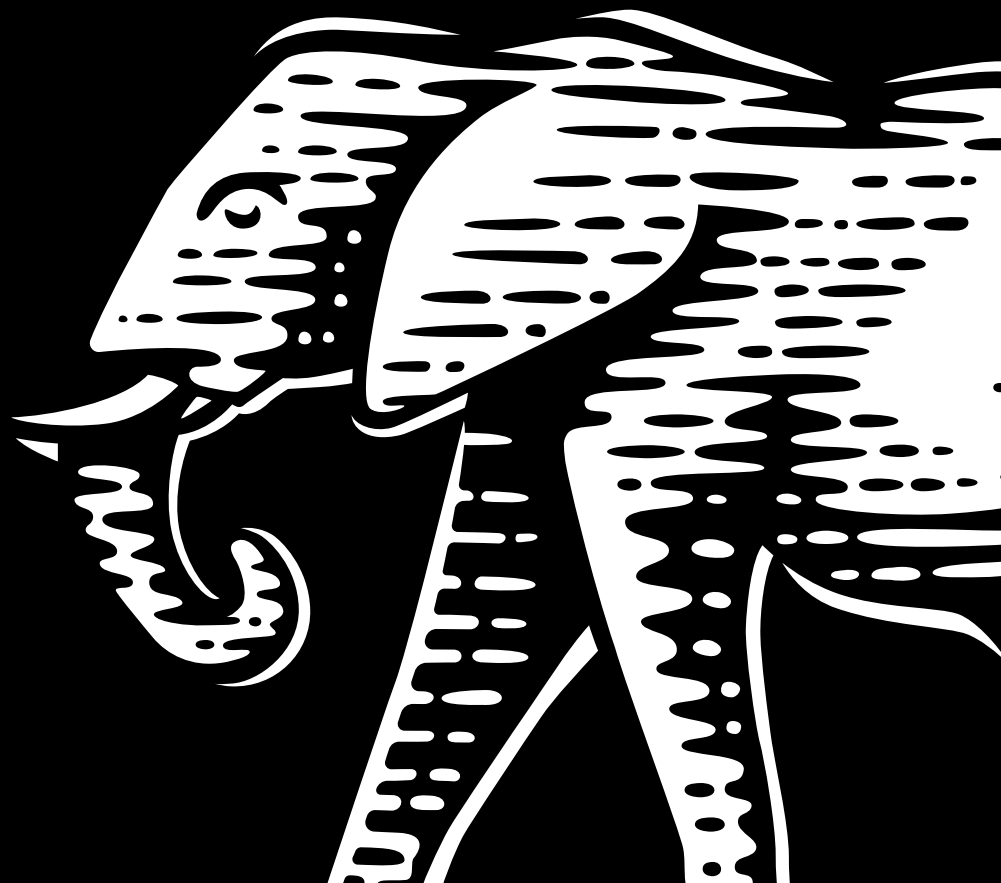


Illustration: Rodolfo Fischer Lückert; goodgraphic, JuliarStudio/Stock/Getty Images

Wird in Thailand ein Albino-Elefant geboren, muss er per Gesetz dem König vorgeführt werden. Erfüllt das Tier die strengen Kriterien für heilige weiße Elefanten, geht es als Zeichen von hohem Ansehen und enormem Reichtum in den königlichen Besitz über. Denn weiße Elefanten sind groß, teuer und nutzlos.

Früher, als Thailand noch Siam hieß und der weiße Elefant die Landesflagge zierte, soll der König diesen Umstand geschickt zur Erhaltung seiner Macht eingesetzt haben. Man sagt, er habe ganz bewusst minderwertige weiße Elefanten an unbequeme Untertanen verschenkt. Die heiligen Tiere durften nicht zur Arbeit eingesetzt werden, brauchten aber viel Pflege und Futter. Auf diese Weise wurden

die Feinde des Königs nicht selten durch ein vermeintlich großzügiges Geschenk in den finanziellen Ruin getrieben.

Auf diese Legende zurückgehend nennt man ambitionierte Prestigeprojekte mit hohen Unterhaltskosten aber ohne nachgewiesenen Bedarf heute oft „weiße Elefanten“. Und während die echten weißen Elefanten akut in ihrem Bestand gefährdet sind, haben sich deren metaphorische Artgenossen in den vergangenen Jahren scheinbar bevorzugt in der natürlichen Umgebung von Sportgroßveranstaltungen vermehrt. So auffällig häufig, dass das Internationale Olympische Komitee (IOC) und der Fußball-Weltverband FIFA ihre Regelwerke zum Teil drastisch überarbeitet haben, um diesen Trend zu stoppen.

Monumente für Momente

Für Olympische Spiele und Fußball-Weltmeisterschaften wurden in den vergangenen Jahrzehnten regelmäßig Milliardenbeträge in Sportstätten, Verkehrsinfrastruktur und Unterbringungskapazitäten investiert. Für Tausende Athleten, Hunderttausende ausländische Gäste und Millionen von Zuschauern. Für wenige Wochen. Genau genommen sogar für wenige Tage oder Stunden. Und da liegt das Problem. Neue Wohnungen, Hotels und leistungsfähigere Transportsysteme haben auch nach der eigentlichen Veranstaltung einen Nutzen für die Allgemeinheit. Aber viele Mega-Events hinterließen eben auch zahlreiche überdimensionierte Veranstal-

tungsstätten, für die es danach keinen alltäglichen Bedarf mehr gab.

Rein technisch gesehen unterscheiden sich Olympische Spiele kaum von der Austragung von über 40 parallelen Weltmeisterschaften. Allerdings innerhalb von 16 Tagen an einem einzigen Standort. Dazu werden mehr als 30 Wettkampfstätten mit 2.000 bis 60.000 Sitzplätzen benötigt. Und die sind während der Spiele tatsächlich meistens gut gefüllt. Denn das olympische Flair zieht Millionen Menschen zu Sportveranstaltungen, die sonst mit nur einem Bruchteil von Zuschauern rechnen dürften.

Auch im Fußball ergibt sich eine starke Diskrepanz zwischen den Event- und Alltagsanforderungen. Für eine Fußball-Weltmeisterschaft müssen etwa zwölf Stadien der Größenordnung 40.000 bis 80.000 Zuschauer bereitgestellt werden. Werden nur die Mindestanforderungen erfüllt, bleibt dem Land nach der WM eine durchschnittliche Stadionkapazität von etwa 45.000 Sitzplätzen. Der Haken an der Sache: Selbst der internationale Klassenprimus, die deutsche Fußball-Bundesliga, hat es in der Saison 2018/19 auf durchschnittlich nur etwa 43.000 Zuschauer pro Spiel gebracht. In der englischen Premier League waren es etwa 38.000. In der spanischen Primera Division 27.000. Und in der russischen Premier Liga, wo noch ein Jahr zuvor die WM ausgetragen wurde, weniger als 17.000.

Für die wirtschaftlich durchaus erfolgreichen Mega-Events der 2000er Jahre wurden häufig Hallen und Stadien maßgeschneidert, für die es keine gesicherte Nachnutzung gab. Ohne sportliche Nachfrage oder ein Konzept zur Finanzierung der hohen Betriebskosten sind aus den einstigen Statussymbolen stolzer Sportnationen vielerorts städtebauliche Staubfänger geworden.

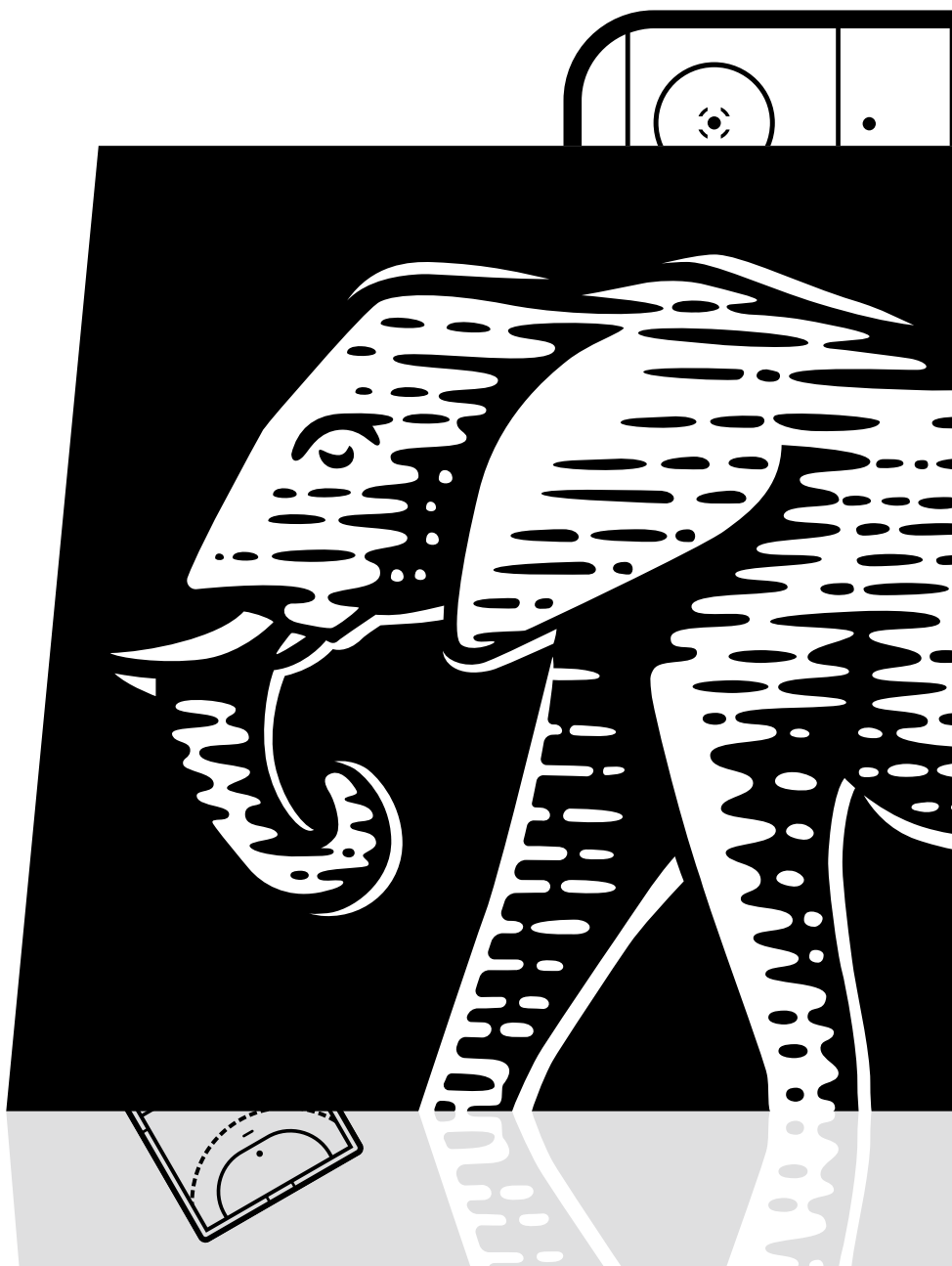
In Athen wurden 108 Jahre nach den ersten Spielen der Neuzeit für die Olympischen Spiele 2004 insgesamt 24 Sportstätten neu gebaut, von denen sieben bis heute überhaupt nicht mehr genutzt werden. Das für die darauffolgenden Spiele in Peking errichtete chinesische Nationalstadion ist sicherlich eine der spektakulärsten Arenen der Neuzeit. Seit

den Leichtathletikwettbewerben 2008 haben dort zwar eine Reihe von Sportveranstaltungen stattgefunden, von denen allerdings die wenigsten die 80.000 Zuschauerplätze füllen konnten. Zumindest 14 Jahre später, für die Eröffnung der Olympischen Winterspiele 2022, dürfte es wieder einmal voll werden im „Vogelnest“.

Eine deutlich dramatischere Geschichte schreibt das Cape Town Stadium in Kapstadt. Das elegant geschwungene Fußballstadion zwischen Atlantik und Tafelberg war einer der Hingucker der Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika. Seitdem ist es nicht gelungen, zumindest die laufenden Kosten durch die Einnahmen zu decken. Zwischenzeitlich wurde von Experten sogar ein Abriss als kostengünstigste Alternative ins Spiel gebracht.

Agenda 2020 – die Schwarze Liste

Weißer Elefanten wie diese sind sicherlich nicht der einzige, aber einer der offensichtlichsten Gründe für das öffentliche Misstrauen, das Sportgroßveranstaltungen seit einigen Jahren entgegengebracht wird. Sie wurden zum leicht erklärbaren Stamm-tisch-Symbol dafür, dass der kommerzialisierte Sport auf Kosten des Steuerzahlers in Saus und Braus lebt. Und sie haben wahrscheinlich zahlreiche Menschen in München, Hamburg, Boston, Sion, Innsbruck oder Calgary bewogen, in Bürgerbefragungen gegen eine Ausrichtung Olympischer Spiele in ihrer Stadt zu stimmen. Darunter viele, die mit großer Freude regelmäßig Sport treiben und Sportgroßveranstaltungen verfolgen.



Das IOC hat diese Zeichen erkannt und deutlich reagiert. Die unter dem Präsidenten Thomas Bach beschlossene Agenda 2020 umfasst drei wesentliche Grundsätze:

1. Die Nachnutzung ist die Hauptnutzung: Sportstätten müssen in erster Linie für 30 Jahre langfristige Nachnutzung und nicht für 30 Tage kurzfristige Eventnutzung geplant werden. Die für die Spiele 2012 in London entwickelte Schwimmhalle ist ein Musterbeispiel, dass sich architektonischer Anspruch und Pragmatismus nicht ausschließen müssen. Das Aquatics Centre hatte zwei temporäre Anbauten, die die eigentliche Kapazität von 2.500 Sitzplätzen nur für die olympischen Schwimmwettbewerbe auf 17.500 erhöhten. Nach Ende der Veranstaltung wurden die Erweiterungsflügel demontiert und die Schwimmhalle erreichte ihre endgültige Form und wahre Schönheit.

2. Voll ist besser als viel: Die Atmosphäre einer Sportstätte lebt von der Nähe zum Geschehen und einer hohen Dichte und nicht unbedingt von ihrer Größe. In den überarbeiteten Regelwerken des IOC gibt es deshalb keinerlei Mindestkapazitäten mehr, um die Nutzbarkeit bestehender Stadien und Arenen zu maximieren. Die Kapazität des für Tokio 2020 geplanten Olympiastadions wurde beispielsweise noch in der Planungsphase von 80.000 auf 60.000 Plätze reduziert, um zu einem nachhaltigeren und kostengünstigeren Entwurf zu kommen.

3. Dezentral ist nachhaltiger als bauen: Insbesondere für Sondersportstätten, die teuer und schwer nachnutzbar sind, verbietet das IOC mittlerweile sogar ausdrücklich einen Neubau. So sollen für

Winterspiele nur noch bestehende Skisprungschanzen oder Bobbahnen benutzt werden, selbst wenn dafür lange Reisezeiten, sogar in Nachbarländer, notwendig werden. In Mailand-Cortina 2026 werden beispielsweise mit über 90 Prozent deutlich mehr existierende oder temporäre Sportstätten als bei früheren Winterspielen genutzt. Das führt zwar zu größeren Entfernungen, vermindert aber die Investitions-, Veranstaltungs- und Folgekosten erheblich.

Olympische Spiele und Fußball-Weltmeisterschaften schaffen alle vier Jahre ein Stück Zeitgeschichte. Sie rücken die Menschheit zusammen. Es ist das gemeinschaftliche Erlebnis sportlicher Höchstleistungen und mitreißender Emotionen, das ihre Besonderheit ausmacht. Dazu braucht es eine atmosphärische Dichte und manchmal ein Dach über dem Kopf. Aber nicht zwingend monumentale Architektur.

Das IOC hat das verstanden. Die FIFA unterstützt mittlerweile länderübergreifende Konzepte, um die Kapazitätsanforderungen zu erfüllen. Das erfordert von Veranstaltern und Planern weniger gestalterisches Ego und mehr gesellschaftliche Verantwortung. Und das ist auch gut so. Denn weiße Elefanten sind sehr groß, sehr teuer und sehr nutzlos.

Stefan Klos ist geschäftsführender Gesellschafter der PROPROJEKT Planungsmanagement & Projektberatung GmbH. Das Unternehmen, an dem die AS+P Albert Speer + Partner GmbH beteiligt ist, initiiert, organisiert und realisiert Projekte im Bereich Stadtentwicklung, Hochbau und Großveranstaltungen, darunter Bewerbungen für Sportgroßereignisse wie Olympische Spiele und Fußball-Weltmeisterschaften.

